

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 312.

Sonntag, 13. November

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEDOR VON ZOBELTITZ

39. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der Schneeschuhlauf war seine Passion geblieben, die Beine wollten nach vorwärts, und wenn er mit Jutta loszog in das weite Stigelände, ängstigte sie sich oft über seine Waghalsigkeit. Für den Spaß des Skijöring, bei dem der Läufer sich von einem Pferde ziehen läßt, hatte er keinen Sinn, Jutta übrigens ebensowenig, ihr Entzücken gehörte dem wunschlosen Austoben auf den Schneehalden, zwischen Wellen der Erde in Schutz und Sturz, hinwirbelnd wie eine Schwalbe im Fluge, auf schlichtestem Gerät, das zu Flügeln kristalliner Freiheit wurde. Es war das wundervoll im goldenen Sonnenlicht, brennend wie in Sommertagen, in still hängender Luft und einer Ewigkeit Himmel, Ozon im Atem und auf der Haut ein Gefühl wie von zärtlich streichelnden Händen. Natürlich, in der Übung mußte man sein, Knöchelbrüche waren nicht selten, jetzt lag Ayaka Shimojo fest — und jede Heilung kostete tausend Franken, nach der Tage . . .

Der Januar näherte sich schon seinem Ende, als Erlau wieder einmal, die Schneeschuhe auf dem Rücken, vor der Villa Rosa stand und nach Jutta brüllte. Sie schaute aus dem Fenster, und er rief ihr zu: „Hallo, komm herunter, Kind, wir wollen mit der Bahn nach Mürren, da frühstücken wir und laufen dann bergab über die Grüttsalp — es ist ja herrliches Wetter. Aber beeile dich ein bißel, in zehn Minuten geht der Zug . . .“

Der Zuruf traf Jutta mitten in der Literaturstunde, und zwar hatte sie selbst einen Vortrag über die Schweizer Dorfgeschichten im allgemeinen und über Jeremias Gotthelf im besonderen übernommen. Nun aber warf sie schleunigst ihr Manuskript und den Band „Uli der Knecht“ der Berten Gries auf den Tisch, schrie: „Berten, lies vor, oder quatsche weiter!“ — flog in ihr Zimmer, fuhr in die langen Hosen, griff zu den Skistöcken und den Brettern, die Gleitflächen waren gottlob noch spiegelblank, und sauste die Treppe hinab auf die Straße.

Man mußte zweimal umsteigen, fand aber immer Anschluß, hatte Fensterplätze, sah eine Lavine flimmernden Schneestaubs von der Jungfrau zu Tale stieben, stieg höher auf der Drahtseilstrecke, vorüber am Gees des Schwarzen Mönchs und an der weißen Ebne Fluh und hatte dann die ersten Häuser Mürrens vor sich. Erlau war wenig gesprächig, der ganze Umkreis der Höhen, Spitzen und Gletscher erinnerte ihn wieder an seine Jugend, es war ein stilles Versenken in Dahingeschwundenes, jeder Berg kannte ihn und sandte Grüße aus der Vergangenheit. Aber es war kein Wehgefühl dabei, während Erlau am Fenster ein Bilderbuch seiner Jugend vorübergleiten ließ, keine Abschiedstrauer, mehr ein methodisches Aufstöbern des Gedäch-

nisses; er nickte jedem Berg einzeln zu und suchte nach der Jahreszahl seiner ersten Besteigung.

Auf dem Weg durch Mürren begann er auch davon zu sprechen. „Lange nicht hier gewesen“, sagte er. „Warte mal — zwanzig, dreißig Jahre her —, da hat mich das Schildhorn gelockt. Ging ohne Führer los, und auf den Selisuren überraschte mich ein Schneesturm. Die Schirmhütte stand noch nicht, ich taumelte wie ein Blinder vorwärts, schlug hin und kam ins Rutschen. Jutta, so was war noch nicht da. Ich rutschte buchstäblich auf dem Hosenboden länger als eine halbe Stunde immer bergab, immer bergab, konnte nichts sehen, nichts, denn der Schnee verklebte mir die Augen, es war eine vertauselte Geschichte, es ging blitzschnell, und jeden Moment lief ich Gefahr, in eine Spalte zu kugeln. Schließlich überschlug ich mich, schoß einen Purzelbaum und blieb halb ohnmächtig liegen. Wachte auf, wischte mir die Augen aus, der Sturm war vorüber, die Sonne schien wieder, aber ich wußte nicht, wo ich war. Irrte weiter, stundenlang, stundenlang, sah dann auf einmal eine Hütte vor mir, die war neu angelegt worden, da konnte ich rasten und nachbleiben, fand auch Orientierungskarten, und da wurde mir klar, ich hatte mich gründlich verirrt oder vielmehr verrutscht. Ich mußte über den Tellis abwärtssteigen ins Kiental — na, und da war ich denn auch bald zu Hause . . .“

Jutta war vor einem Gasthof stehengeblieben. „Wolltest du nicht ins „Regina“?“ fragte sie.

„Ja, da gab's früher einen recht guten Malanser. Will mal sehen, ob man den noch auf der Karte hat. Pos, Jutta!“

Aber ihre Füße wurzelten plötzlich im Boden. Sixtus Caylus trat aus dem Hause, fuhr zurück, stürzte vorwärts, schrie auf: „Herr von Erlau! Jutta!“

Erlau erkannte ihn sofort wieder: „J, der Deibel, Graf Caylus“, sagte er, „mein Erzhwiegervater, Nummer — weiß die Nummer nicht mehr. Tag, Graf, was machen Sie denn hier oben? Malen, krazeln oder tanzen?“

Die Hände schlugen ineinander. Jutta spürte seinen Druck in allen Nerven.

„Weniger tanzen als malen und krazeln, Herr von Erlau“, erwiderte Sixtus. „War eben im Begriff, nach Grindelwald zu fahren, um die Herrschaften zu begrüßen.“

„Sehr liebenswürdig, aber vorläufig bleiben Sie noch ein bißchen bei uns. Wollen erst frühstücken und dann nach Grindelwald zurückfahren. Da finden Sie einen Hausen Bekannte, die ganze Pension Juttas — Sie wissen schon — tobt herum, Fräulein von Stetten mit ihrem Regierungsrat, der hat sich inzwischen ausgewachsen — und die Grittie ist auch vorhanden, meine Tochter, Ihre Einstmalige, lieber Caylus.“

„Würde mich freuen, sie wiederzusehen. Hoffentlich geht es ihr gut.“



2. Esellen
Geschichte
Singspreite
für 30 St. p.
Singspreite
— für 20 St. p.
auf Pfeiler
Telegraphen
Nr. 313

Der Ka
as. Berl
(Steilung.)
Kocher muß
in bezeichn
sacher eifri
vorleits es
sandsfreies
schäftigen zu
nicht auf,
reichstag a
etreten sei.
schäftsstatu
ellung als
e man an
rage erhält
ämlich erkl
die Reichs
Kombina
Kabinet
Man mü
Parteiührer
en haben
u g e n b e
nnen heut
sängler heu
erung nach
bends zur
nmarck

Ganz ausgezeichnet. Sie heiratet demnächst, weil sie so lange nicht vermählt war.“

„Ist nicht möglich!“ rief Sixtus, aber Jutta schnitt das heikle Thema ab. „Laßt uns doch erst einen Platz suchen, Großpapa“, schlug sie vor. „Es kann voll sein.“

Das war es. Um diese Stunde war im großen Speisesaal jeder Tisch besetzt. Zwischen die Gäste des Hotels, die in behaglicher Ruhe der Luft und der Sonne lebten und schon den Spaziergang auf dem breiten Promenadenweg bis zur Grütschalp als Sportleistung empfanden, mischte sich der Schwarm der Anentwegten, die dem Bergwinter trogten, ihre Tagesportion am Steigen, Schneelauf, Rodeln, Bobsfahren und derlei bereits hinter sich hatten und hier nun ihre Eislust vertropfen ließen. Schweizer Studenten füllten einen Mittelstisch, zwei ältere Herren wechselten mit Ansprachen, die Feierton in das Geschnatter trugen, hoben einen gefüllten Silberhumpen und brachten ein Hurra aus. Es handelte sich um eine Preiskonkurrenz: ein blutjunger Bursche mit verwunderten Knabenaugen hatte den Weitsprung gewonnen — waren es siebenzig Meter weit abwärts von der Schanze oder mehr — an entfernteren Tischen stritt man darüber, vielleicht wußte der Sieger es selbst nicht. Erlau drängte sich, Jutta und Caylus hinterher, durch die Gesellschaft, eine Gesellschaft von gewählter, gemachter, erkünstelter Ruppigkeit des Außern, denn bis zum Beginn der Teestunde regierte der Wahn der Geländefreiheit, der jedwede Eleganz verlächerte, bis sodann über den Cut und die Toilette des Five o'clock das Dinner mit Frack, Smoking und Defolleté anhub.

„Schwerebrett!“ fluchte der alte Erlau und hob die Füße über vorgestreckten Langbeinen und schrie dann nach dem Oberkellner. Der tummelte sich eilig heran — jawohl, es gab noch Platz, das kleine Zimmer rechts vom Korridor war frei, aber die Herrschaften mußten verzeihen . . . Man verzieh, das Zimmerchen war die Maskengarderobe für ein Kostümfest auf dem Curling-Platz, bunte Lappen hingen an der Wand, verrückte Zylinderhüte, farbige Kleffe, Apachengelump. Ganz gleich! — rasch war ein Tisch gedeckt, dicht am Fenster, nach dem Hofe heraus — man sah wenigstens und konnte bestellen, das besorgte Erlau, ein paar Gerichte, die üblichen Cocktails und statt des Malanfers sogleich eine Ayala brut, auf die hin der Oberkörper des Kellners sich winkle.

Man sah und konnte plaudern. Aber ein Schweregewicht lag Jutta im Herzen. Sie fürchtete sich vor Caylus und sagte sich doch, es sei nicht nötig. Vorläufig siegte seine Weltgewandtheit, er sagte die bevorstehende Wiederverheiratung Gritties heiter als längst Borgeahntes auf und ließ sich von Herrn Ewerle erzählen. Erlau schilderte ihn nicht übel, aber mit leicht spöttischem Unterton, der Jutta verlegte. Auch wenn er den neuen Schwiegersohn lobte, lag eine kleine heimliche Bosheit im Wort, sie spritzte aus sichtlich verwundeter Seele.

„Ich bin ja machtlos“, sagte er schließlich, „habe auch nichts gegen Hamburg — bis auf die Nalshuppe. Vielleicht gewöhnt sich Grittie selbst an die. Aber, Caylus, Sie werden wissen, daß der Begriff des Heimwehs als Ausdrucksform in der Schweizer Mundart entstanden ist. Es ist nun mal so bei uns Schweizern, daß uns draußen in der Fremde, und geht es uns auch noch so gut, ganz plötzlich ein rasendes Heimweh packt, eine gewaltige Sehnsucht — ja wonach? Nach den Bergen, nach unsern Seen, unserm Volk — nein, nach der Luft des Landes, die anders ist als sonstwo. Es liegt an der Luft, nicht in mechanischem Sinne, in der Übertragung möchte ich sagen, auf dem alten Rechtsgrundsatz, daß Luft frei macht. Ich habe als junger Kerl mich überall in der Welt herumgetrieben, aber erst in der Gebundenheit an meine Scholle mich frei fühlen können als Mensch. Schweizer Luft — ja, Graf, halten Sie es für so ganz unmöglich, daß doch noch einmal in Grittie ein Sehnen nach der Heimatluft erwachen kann?“

Das war eine merkwürdige Frage und klang auch merkwürdig im Munde eines Mannes von der Verb menschlichkeit und dem gedrungenen Fühlen Erlaus:

Klang beinahe so, als sei er im Kreislauf eines alten Kults zu dem Anbetungswürdigsten seiner religiösen Gemeinschaft zurückgekehrt, dem Lichtbild einer dunklen Göttin, die brennende Sehnsucht in die Herzen trüft. Was war mit diesem Schweizer Heimweh — und hatte Grittie je darunter gelitten? Er dachte zurück an die wunderliche Aussprache ihrer drei „Verfloffenen“ und ihr unfruchtbares Bemühen, das Rätsel dieser Frauenseele zu lösen, und schüttelte den Kopf.

„Schwer, darauf eine Antwort zu geben, Herr von Erlau“, erwiderte er, „weil sich schon darüber streiten läßt, ob in unbezwingbarer Sehnsucht, also in einem übermäßigen Affekt, nicht bereits eine psychologische Unfreiheit liegt. Bei Grittie war immer eine ungemene starke Freiheit des Willens das Richtungsgebende. Alles bei ihr war bewußter Antrieb von innen heraus und ist es wohl heute noch. Das erklärt ihr Wesen und Handeln. Und mit Verlaub, Herr von Erlau, Grittie ist keine geborene Schweizerin. Kann das mitsprechen, daß ihr erpärt bleibt, was den Schweizern in der Fremde so oft das Gemüt verdüstert? Ich weiß nicht. Aber ich wünsche ihr, daß sie nie unter dem Sehnsuchtschmerz des Heimwehs zu leiden braucht.“

„Erledigt“, sagte der Alte brummig, „was geht es auch mich an? Mit ihrer vielgerühmten Willensfreiheit hat sie längst alle Bande zwischen uns gelöst — und zwischen sich und ihrem einzigen Kinde. Hatte sie einmal Sehnsucht nach dir, Jutta?“

„Ja, Großpapa“, antwortete Jutta fest aus bebendem Herzen, „aber sie hat nicht damit geprunkt. Darf ich eine Bitte aussprechen? Wir sind doch nicht hierhergekommen, um meine Mutter unter dem Schneidmesser zu zergliedern. Können wir uns nicht von etwas anderem unterhalten?“

„Schließe mich ergebenst dieser Ansicht an“, sagte Caylus.

„Schrumm!“ setzte Erlau einen Trumpf darauf und fuhr mit der Hand über sein Weißhaar: „Hab' auch genug davon . . .“ Er leerte sein Glas, er trank wieder in Hast und bestellte eine neue Flasche.

Jutta bangte vor der Heimfahrt auf Schneeschuhen. Aber sie war innerlich froh, daß nun die Mutter aus dem Spiel blieb. Ganz tief, so ganz im Tiefinnern lodhte es bei dem Großvater immer noch. Man hatte seine Wünsche rücksichtslos beiseite gesetzt, das war hasten geblieben. Übrigens ließ er es sich nicht merken. Grittie schied aus. Man plauderte bunt durcheinander, Caylus erzählte von seinen letzten Reisen, gewandt und stimmungsvoll, wie es in seiner Art lag, und dann griff auch Erlau in die Erinnerungsmappe, Patagonien und Feuerland und die Nordenskjöld-Expedition nach dem Südpol wurden wieder hervorgeholt, bis ein Augenblick kam, da das Gesicht Erlaus schlaff wurde wie unter plötzlichem Versagen der Spannkraft. Er neigte den Kopf vornüber, die Lider fielen zu — unter leisem Schnarchton ein starkes Aufatmen, er schlief ein.

„Sch!“ machte Caylus und griff nach Juttas Hand, „lassen wir den alten Herrn schlummern . . .“ Leise sprach er weiter: „ . . . Geliebte, einzige Jutta, hör' mich eine Minute an . . .“

Seine Finger umkrallten ihre Hand. „Ich will nichts hören“, flüsterte sie.

„Du mußt! Wir können in England ohne weitere Förmlichkeit heiraten. Fünftehtägiger Aufenthalt genügt.“

„Laß mich, Sixtus“, raunte sie ihm zu, „laß deinen Wahnsinn! Ich will nicht . . .“ Da sah sie ihm in die Augen, und eine entsetzliche Furcht fiel in ihr Herz. In seinen Augen brannte ein hartes Licht. Sein Blick war drohend in der Gewalt seines Begehrens und wurde staubdunkel.

„Du wirst wollen“, sagte er, „du kannst nicht anders, du liebst mich. Ich sorge für alles, alles ist vorbereitet.“

„Sixtus, ich schreie, ich schreie!“ stieß sie hervor.

„Betrüg dich nicht selbst! Immer die kindliche Angst vor deinem Vater!“
Er verstummte. Der alte Erlau stieß wieder einen leisen schnarchenden Ton aus, und ließ den Kopf etwas tiefer zur Seite fallen. (Schluß folgt.)

Kleiner, süßer Soldat.

Von Kurt Münzer.

An einem kalten Herbsttage verlieh ein nicht mehr ganz junger Herr in rundem, braunem Hut und gelbem Flauschulster sein Haus in einer kleinen westlichen Straße, und erst als er ans Freie trat, sah er, daß es ja längst Nacht war. So hatte er also über seinen altitalienischen Novellisten die Zeit und das Abendessen vergessen. Und er spürte auch jetzt noch keinen Hunger, nur Lust, durch die Nachstille zu wandern, im Banne seiner eigenen Schritte, ziellos und gedankenvoll.

Wie immer, wie fast jede Nacht, erreichte er den Kurfürstendamm, diese breite Straße, die er vor allen liebte, die aus dem neuen Herzen der Stadt mit Palastreihen und Alleen ins Freie führte, in den Wald hinaus, hinweg über Brücken und Seen, an Gärten vorbei. Um diese Nachtstunde war die Straße still. Noch sahen die Genießer in den glanzvollen Lokalen; das Leben war drinnen in den Bars und Cafés. Draußen gingen nur ein paar junge Herren, lächelnde Mädchen, Diener mit Hunden.

Der einsame Spaziergänger, schnell an das biskänen Frost gewöhnt, schlenderte langsam die Straße hinab. Ein Duzend Novellen im Kopf, Stille um sich, Sterne über sich, wurde er selbst ein wenig Poet. Langsam kam ihm eine Sehnsucht nach einem kleinen zarten Abenteuer, einer unverhofft holden Begegnung oder auch nur nach einem bescheidenem Blick, schnell und tief gewechselt mit einer schönen Frau, die an eines anderen Arm vorübergeht, ein Blick Sehnsucht, Liebe, Anbetung, der glücklich und unglücklich macht... denn immer ist das Glück des einen im Besitz des anderen.

So ging er denn dahin, sah bald nach den Sternen, bald nach den Steinen, bald nach den Vorübergehenden. Aber es wurde immer stiller um ihn, nur die Straßenbahnen rollten hin und wieder, die Autobusse ratterten; Autos glitten lautlos; Fenster waren nur selten erhellte. Und wie er so die Vorgartengitter streifte, hinter denen die armseligen Gärtchen froren, sah er plötzlich auf der Mauereinfassung des einen, gerade getroffen vom hellen Licht einer Bogenlampe, ein Figürchen stehen, ein kleines dunkles Püppchen. Er trat hinzu, bückte sich und hielt eine kleine Schokoladenfigur in der Hand, einen Soldaten, wie man ihn für ein paar Pfennige bei jedem Zuckerbäcker kauft, wo er neben ebenso kleinen und schwarzen Schornsteinfegern und unschuldbigen Schokoladenweibchen im Fenster steht.

Er stand da und hielt den Schokoladensoldaten in der Hand und betrachtete ihn. Und plötzlich rührte etwas an sein Herz. Wärme überflutete es, Liebe und Glück, eine Welle Leben ging darüber. Ihm wars, als hätte ihn ein Engel gestreift, ein freundlicher Geist. — Und zugleich wußte er, woher diese Regung kam. Ja, er erinnerte sich... Ein ganz und längst vergessenes Kindererlebnis erstand da so plötzlich, so lebendig, als hätte es an diesem Tage sich abgespielt.

Er ging weiter, den lieblos ausgelegten Schokoladensoldaten in der Hand. Wie kam der daher? Welches Kind hatte ihn im Spiel auf das Mauerlein gestellt und dann vergessen und weinte vielleicht noch jetzt nach ihm? Er legnete dieses Kind. Lieber, kleiner, süßer Soldat, wie rührte er sein Herz! Als wäre er ein richtiger lebendiger Mensch. Und dabei war er klein und schwarz und ungelent und hatte ein dunkles, ausdrucksloses Gesicht und wußte von nichts, denn er hatte ja kein Herz, nur eine Holzstange im Leibe.

Ja, er erinnerte ihn an etwas, das wie sein erstes Erlebnis war. Und zugleich war es so eine Art Verbrechen aus Liebe, aus Eifersucht. Ein Symbol war dieses Erlebnis. Wäre er damals schon klug gewesen, hätte es so etwas wie eine Warnung sein können. Aber damals, wo er erst sieben Jahre alt war, lag es ihm fern, das zu verstehen.

Sieben Jahre war er alt, und seine Eltern lebten noch auf ihrem Gut in der Provinz. Er hatte seinen Hauslehrer und die Französin und mußte schon mancherlei lernen. Aber dennoch war er ein verspieltes Kind, und seine liebste Gefährtin war ihm, dem Einzigen seiner Eltern, ein kleines Mädchlein von fünf Jahren, die Tochter des Kutschers und der Köchin; Hanne hieß sie. Er liebte Hanne. Er fragte nicht nach Standesunterschied, Bildung und Aufnahmefähigkeit — er liebte halt. Sie war seine erste Liebe. Ja, er hatte früh begonnen. Er war eben eine Liebesnatur. Sein Blick zündete, wohin er fiel, da er selbst immer in Flammen stand.

Hanne durfte über alles verfügen, was er besaß. Aber sie machte sich nicht viel daraus. Ihr armselige Puppe war ihr lieber. Knabenspielzeug behagte ihr nicht. Aber zu ihrem klugen und verstandenen Freunde war sie lieb und gut, so schön sie es auch verstand, ihn sich hingebend unterwürdig zu halten. Sie war entschieden die Stärkere und Überlegenere,

der Liebe, das sie erlebte. Das kleine Junge war des Mädchens Sklave.

An einem aller schönsten Sonntage eilte er, lernfrei, durch den Gutshof nach den Ställen hinüber und rief Hanne. Sie sollte mit ihm an den Teich und Angeln auswerfen. Aber Hanne antwortete nicht. Er rief und schrie. Alles still. Im Wut aufflammend, warf er seine Angelschnüre fort und suchte die kleine Freundin. Sie lag hinter den Ställen im Grase, hatte Lappen und Fäden um sich verstreut, bereitete in einer Zigarrenschachtel ein schwellendes Bett aus Rosenblättern, um da einen kleinen Schokoladensoldaten, der in ihrem Schoße lag, hineinzubetten.

Ganz war sie diesem Spiel hingegeben. Kaum, daß sie sich Zeit nahm, zu antworten. Von einer Fahrt in die Stadt hatte ihr Vater ihr den kleinen süßen Mann mitgebracht, und er entzündete sie so, daß sie alles für ihn aufgab. Von diesem Tage an kannte sie ihren lebendigen Freund nicht mehr, der tote hatte ihr Herz gewedt. Wie ein Miniaturfrauen lächelte sie sanft ironisch, wenn der Knabe sich ihr näherte. Sie drückte den Soldaten an ihr treuloses Herz und sagte kalt: „Ich brauche dich nicht mehr“. Sie sah den Jungen an und küßte den Soldaten. Sie verstand sich mit fünf Jahren auf alle Grausamkeiten der Koterterie. Aber zu ihrer Ehre sei gesagt, daß sie den Soldaten wahrhaft liebte. Dieses fremde, seltsam süße Wesen ohne Laune und Sprache, das ihr treuer war als ihr Hund, das nur durch sie lebte. Sie war für ihren bisherigen Freund kaum noch zu finden. Immer steckte sie irgendwo in einem Winkel und liebte den Soldaten. Sie kleidete ihn in Seide und Samt, bettete ihn in Nelken und Rosen, erhöhte ihn zum Prinzen und Kaiser, erzählte ihm alle Märchen.

Der unglückliche kleine Junge lief hinter der Treulosen her. Sein Herz, sein junger Verstand waren ganz verstorbt. Er begriff es nicht. Allzufrüh nahm ihn die Liebe in ihre Schule; und sie begann gleich mit den Strafen, ehe er noch gesündigt hatte.

An einem strahlenden Mittag fand er die kleine Hanne im Garten, wo sie im Lindenschatten ihren Soldaten umschmeichelte. Sie war gnädig heute. „Komm“, sagte sie, „du darfst ihn küssen“. Und damit hielt sie dem Knaben den kleinen schwarzen Kerkel hin. Er wollte ihn umdrehen, wollte ihn ihr aus der Hand schlagen; aber ein geheimnisvoller Zwang zog ihn gewaltsam zu dem Schokoladensoldaten, der langsam schmelzend in des Mädchens Hand lag. Er wußte nicht, wie ihm geschah, er bückte sich und küßte das Unwesen... und da begriff er das Geheimnis: wie wundersüß war dieses Soldaten Kuß! Mehr aber als Schokolade war in dem Kuß der unbewußte Gedanke, daß dieser Kuß tödlich war, denn an vielen Küßen mußte der Soldat sich auflösen.

Da rief eine laute Stimme nach Hanne. Sie legte ihren Soldaten hin und sagte: „Warte, ich komme bald wieder“, und lief fort.

Und da geschah das Ungeheuerliche. Liebe, Haß und Eifersucht loderten zugleich in des Knaben Brust empor. Er hob den Schokoladensoldaten auf. Er liebte ihn, auch er! Er haßte ihn! Er küßte ihn lange und inbrünstig. Und plötzlich biß er in ihn hinein, so stark und fest, daß er die Holzstange mit im Leibe zerbiß, er zermalte ihn mit samt dem Holz zwischen seinen jungen Zähnen; er aß ihn mit Haut und Haaren auf.

Als Hanne zurückkam, sagte er lächelnd: „Er ist fort. Ich habe ihn ausgeessen. Jetzt brauchst du mich wieder“.

Aber der kleine Bub kannte das Frauenherz nicht. Und wenn es auch erst hjährig ist, frauenhaft empfindet es doch, Hanne weinte und schrie maßlos um ihren Soldaten. Sie schlug ihren Freund, trugte ihn und biß ihn. Es half nichts, daß er ihr am anderen Tage einen neuen aus der Stadt brachte; sie warf ihn zu Boden und trat auf ihn; sie wollte den alten haben, sie war treu...

Der Herr im gelben Ärmel blieb stehen. Ja, so war es gewesen, damals vor 30 Jahren. Hanne — was war aus ihr geworden? Er entsann sich nicht. Er war bald nach jenem Auftritt vertriebt mit seinem Erzieher, und als er zurückkehrte, war ein neuer Kutscher da; und mit dem alten war das kleine Mädchlein fortgezogen. Er hatte wohl gar nicht nach ihr gefragt. Wo mochte sie sein? Vielleicht hatte er sie später einmal irgendwo flüchtig im Arm gehalten. Er hatte so viele umarmt. Ja, und war doch herzlich einjam geblieben bei alledem.

Später war ihm es umgekehrt widerfahren; da hatten andere ihm sein Liebste fortgenommen. Aber das wirklich Liebste war es wohl nie gewesen. Er entsann sich nicht, jemals sein Herz so warm und lebendig gespürt zu haben wie jetzt, wo er den kleinen Soldaten in der Hand hielt.

Und wie er nun weiterging, dachte er plötzlich, das alles mußte wohl einen tieferen Sinn haben. Daß der Schoko-

ladensoldat da für ihn gestanden hatte, sollte das nicht ein Zeichen sein? Ihm war vielleicht nun alles vergeben. Ihm waren Jugend, Glück, Leben, Liebe wiedergekehrt. Das unruhewolle Suchen würde zu Ende sein, der Ring geschlossen und sein Dasein von nun an eine stille Harmonie und ein unerschütterlicher Friede. Denn, daß er es sich nur gestand: bis zu dieser Stunde war er durchaus kein glücklicher Mann gewesen. Bei allen Wechselfällen seiner Existenz war die nie gestillte Sehnsucht seines Herzens seiner Träume Angst und seines Wachens Unrast gewesen. Nun gab ihm der kleine Schokoladenjunge alle Seligkeit des Geborgenseins auf einmal ins Gemüt.

Aber es war spät, sehr spät. Und der Herr rief ein vorüberzitterndes Auto an und stieg mit seinem Schokoladenjungen ein. Der duftete beinahe in dem geschlossenen warmen Kasten. Draußen flogen Häuser, Bäume vorbei, Licht und Schatten wechselten. Es war so heimelig und traulich im Wagen. Und da konnte der Herr nicht widerstehen, und — wie damals — küßte er seinen Soldaten. Wie wunderfroh und geheimnisvoll war dieser zarte Kuß! Aber schon hielt das Auto. Er steckte den Soldaten schnell in seine Tasche, sprang hinaus, zahlte und eilte in seine Wohnung hinauf, ungeduldig, den kleinen Schokoladenjungen auf seinen Schreibtisch zu stellen, wo er nun unter Bronzen und Marmor das Allerschönste und Bedeutungsvollste sein sollte. Aber wie er in die Tasche fährt, ist sie leer... In seiner Tasche hat er den Soldaten. Er hat ihn wohl danebengeleitet und im Auto liegen lassen. Er eilt ans Fenster, aber da rattert der Wagen um die Ecke. Und er steht da, unglücklich, leidend, erschüttert, tief verzweifelt, als hätte er nun erst endgültig Jugend, Glück, Leben und Liebe verloren...

Unter dem Himmel.

Von Alexander von Sacher-Masoch.

„Ein junger Dachdecker rettete seinen Kollegen.“

An diesem Morgen stand das große Haus mit seiner hellen geraden Front, den großen Fensterlöchern und den lichten, ungeführten Türöffnungen breit in der Dämmerung. Ein junges Haus, in das Menschen einziehen sollten, ehe noch der Winterschnee gegen sein Dach trommelt, das eben gedeckt wird. Ein verspäteter Bau, der zu Ende gebracht werden soll, in Rekordzeit. Noch sah man kaum etwas von den weiten, unbebauten Flächen der Gegend, die Häuser der Vorstadt schienen im Nebel zu zerfließen und es war, als schwangen ihre Leiber hin und her im ungewissen Licht. Der Wind piff kalt über das ebene Land...

„Man bekommt Klamme Finger dabei“, dachte der junge Paul, während er mit dem Arbeitsack am Gerüst hochklettern. Denn just dort droben, wo der Giebel des fünfstöckigen Gebäudes unter dem niedrigen Himmel entlanglief, war seine Arbeitsstätte. Vor ihm bewegte sich die Gestalt Vater Lehmanns, eines Fünfsigers, der sein Partner war.

„Hallo!“ rief Paul und leise wehte der Wind die Antwort herab. Dann stieg er los, denn große Lebensfreude war in ihm an diesem Tag. Vielleicht dachte er: Arbeit, wenige haben Arbeit, die bezahlt wird. Vielleicht dachte er: es wird nicht so schlimm werden, der Winter geht vorbei, wenn man nur was zu beißen hat. Vielleicht dachte er: Wir steigen täglich in den Himmel, aber der Himmel ist fern und in seiner Nähe wohnt die Gefahr.

Er war dem andern nahe gekommen und sah die Absätze des Alten über seinem Kopf. Als sie die Stütze hinaufstiegen, dem Giebel zu, war er dicht hinter ihm. Das war ein mürrischer Mann, der Alte, aber ein guter Arbeiter. Man konnte was lernen von dem. Nur sehr verschlossen und bleich an diesem Tag. Paul sah das, als er aufwärts blickte. Es wurde unmerklich heller und im Osten schob sich die graue Wand des Himmels ein wenig auseinander. Das wurde vielleicht ein schöner Tag.

Sie hatten gestern zehn Meter hinter dem Giebelsprung aufgehört. Hier mußte man hinüber, das war ganz leicht, denn ihr Beruf gewöhnte sie daran, schwindelfrei über Abgründe zu gehen.

Hier aber geschah es, daß der alte Lehmann, etwa vier, fünf Schritte vor ihm, plötzlich einen leisen Ruf ausstieß, sich mit der linken Hand ans Herz faßte und zu taumeln begann. Paul sah das alles genau und im Bruchteil eines Augenblicks sprang er leichtfüßig und gewandt nach vorn, um dem Alten das Gleichgewicht wiederzugeben. Dennoch war es zu spät. Die Füße des Mannes lösten sich vom Sims und wie in einer Zeitlupenaufnahme sah Paul den Körper zusammenstürzen und sich langsam von der schmalen Kante

lösen. Man konnte ganz schnell denken in solchem Fall. Viel schneller denken, als ein Körper zu fallen vermochte. Es war fast Wahnsinn und wäre Paul nicht so ein junger Dachdecker gewesen, hätte ers vielleicht nicht gewagt. So aber tat er dies:

Er griff mit beiden Händen nach dem Handgelenk des Kollegen, das den Bruchteil einer Sekunde vor ihm durch die Luft strich, packte es mit aller Kraft seiner Finger und ließ sich gleichzeitig auf der anderen Seite des Giebels herabgleiten. Wie auf einer Waage berechnete er dabei die Verteilung des Gewichts. Er war ein kräftiger Kerl, der junge Paul. Aber das Ganze wäre dennoch kaum geglückt, wenn einer der beiden Körper frei gefallen wäre. So aber glitten sie beide die Dachziegel entlang und es gab nur einen Augenblick höchster Kraftanstrengung, — als dies Gleiten aufhörte und das Gewicht des Mannes, den er hielt, sekundenlang fast unerträglich zur Geltung kam. Gleich darauf ging es wieder und er begann zu überlegen. Leise rief er den andern, er möge sich mit dem freien Arm festklammern, aber es kam keine Antwort. Und das war schlimm. Er stieß einen lauten Hilferuf aus. Von irgendwoher glaubte er eine Antwort zu vernehmen. Jetzt nahm er alle Kraft zusammen und drehte sich so, daß das Hauptgewicht seinen rechten Arm belastete. Dann biß er die Zähne aufeinander und ließ mit der linken Hand ein wenig los. Er schaffte es und bekam so für Sekunden den linken Arm frei. Er löste blitzschnell den Gürtel von seinem Leib, schlang ihn um den Arm des andern, gleich am Gelenk, und zog den Riemen mit den Zähnen zusammen. Sein rechter Arm war bereits völlig gefühllos und es war höchste Zeit, daß er mit der Linken wieder zugriff. Jetzt aber hielt er den Gürtel zwischen den Zähnen und hatte so dreifachen Halt. Wieder eine Weile. Er begann nochmals laut und anhaltend um Hilfe zu schreien und diesmal kam Antwort aus größerer Nähe. Dann sah er in den Himmel hinein. Ein heller Riß klappte im Grau, wurde breiter und breiter. „Jetzt erwacht die Sonne“, dachte der junge Paul, während er so hing. Er spürte nichts mehr von seinen Armen, seine Zähne gruben sich in das Leder des Riemens, die Kiefer schmerzten erbärmlich. „Das geht nicht mehr lange“, dachte der junge Paul, dann wurde er gepackt und gehalten. Er empfand noch, daß man ihm Gurte um die Schultern legte und sah verschwommen Gestalten über sich. Dann verlor er das Bewußtsein.

Die beiden wurden gerettet.

Kennen Sie schon den Unterschied?

Von Julius Kreis.

Er sagt es gleich selbst — um Irrtümern vorzubeugen: „Wissen S' i' hab halt Hamur!“ Man glaubt es ihm. Alles an ihm grinst. Alles um ihn herum wird zum „Witz.“ Er wiehert selbst am lautesten über seine Humorigkeit. Rückfichten kennt er nicht. — Um einen guten Schüttelreim verkauft er seine Erstgeburt. Ein Witz über Goethe gilt ihm mehr als Goethes gesammelte Werke. — Kennen Sie schon die Geschichte vom Preußen und vom Münchner...? Wissen Sie den Unterschied?... Da hat einmal...

Da fällt mir grad noch was ein... Das ist die Geschichte mit dem selbigen Pfarrer... Das kennen Sie jedenfalls schon... (aber er erzählt es doch!) Er ist unermüdlich, unerschöpflich, fruchtbar wie ein Karpfen. Ein Geschichtchen gebiert zehn neue. Wehe dem Zuhörer, der auch einmal ein Witzchen zum besten geben will! Unserm Mann fallen gleich zehn neue, viel bessere Witze ein und brennen ihn wie glühende Kohlen auf der Zunge, noch in die Pointe des andern hinein läßt er seine Fuhr ab und blättert in seinem dicken Notizbuch weiter. Da hat er alles aufgeschrieben, was seit Adams Sündenfall dem Menschen zur Strafe an vor- und nachsintflutlichen Witen vererbt worden ist. Und dann die „Stärkeren“, und: „Wenn Sie vielleicht einen ganz Saftigen hören wollen...?“

Wenn auch die Leute um ihn gerädert, erschöpft, gelangweilt sind, die Geselligkeit zerstört ist, wenn alles gähnt und nach der Uhr sieht — er kennt keine Schonung. Er schleppt die Tischgenossen durch dick und dünn seines Witz-Notizbuches. — Er regiert die Stunde. — Bevor er in die Straßenbahn steigt, halb schon auf dem Trittbrett, sagt er noch: Kennen Sie den Unterschied...?

Diesen Mann muß man lieben. Das Herz geht mir auf, wenn ich ihn sehe! Am liebsten möchte ich ihm zum Dank fünfundzwanzig verlesen... fünfundzwanzig saftige... Witze natürlich! —